

Predigt zu 2. Korinther 8,9

Vikar Frank Mönning, 26. Dezember 2013, Martinikirche

Liebe Gemeinde,

Weihnachten macht mich arm.

Bei den Geschenken für andere habe ich dieses Jahr doch wieder mehr Geld ausgegeben als ich eigentlich vorhatte. Es fallen mir viele ein, denen ich zeigen möchte, dass sie mir etwas bedeuten.

Und dabei merke ich: Weihnachten macht mich eigentlich reich. Nicht allein wegen der Geschenke, die ich bekomme. Geschenke zu bekommen ist schön. Aber noch schöner ist es, wenn mir beim Schenken und beschenkt werden auffällt: So viele Menschen sind mit mir im Guten verbunden.

Ich denke seit Heiligabend vor allem an den engen Kreis von Menschen, der bei mir ist: Da sind meine Freunde. Einige kenne ich schon seit der Schulzeit. Mit ihnen gehe ich durch dick und dünn.

Ich denke an meine Eltern, die sich immer darum bemühen, dass es mir gut geht – auch wenn sie beim Aufwachsen so manche schwere Phase mit mir durchgemacht haben.

Und an Weihnachten erscheint mir das Lachen meiner kleinen Nichte noch fröhlicher zu sein als sonst. Die Freude von Kindern ist ehrlich und unmittelbar – man kann sich ihrer Ansteckung kaum entziehen.

An Weihnachten merke ich, wie reich beschenkt ich bin – das ganze Jahr hindurch. Dass ich an die Menschen denke, mit denen ich verbunden bin, durch ein kleines oder großes Geschenk, durch eine Karte oder etwas selbstgemachtes, ist doch das Mindeste, um ihnen zu zeigen: Es ist gut, dass du da bist. Du bedeutest mir etwas. Ich möchte, dass du bei mir bleibst, denn ohne dich wäre mein Leben ärmer.

Weihnachten macht mich reich – und bestimmt geht es Ihnen auch so. Das Fest zeigt uns, wie beziehungsreich unser Leben ist.

Auch der Apostel Paulus spricht im heutigen Predigttext vom Reichtum, den wir als Christen haben. Als er die Christen und Christinnen in Korinth um Spenden bittet, schreibt er ihnen:

Ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: obwohl er reich ist, wurde er doch arm um euretwillen, damit ihr durch seine Armut reich werdet. (2Kor 8,9)

Paulus bezieht sich in diesem Vers auf einen geistlichen Reichtum, den wir als Christen und Christinnen haben. Und von dem sagt der Apostel: Dieser Schatz liegt im Stroh der Krippe. Es ist die materielle Armut Christi, die euch geistlich reich macht.

Und er hat sicher nicht nur die Geburt Jesu vor Augen. Paulus sieht das ganze Leben von Jesus: Er denkt an die Wanderschaften ohne festen Wohnsitz. Jesus übernachtete oft unter freiem Himmel. Am Tag ging er in die Hintergassen der Städte. Dort versorgte er die Kranken, die man mied, weil man dachte, dass sie von einem bösen Geist besessen sind.

Wenn er wohlhabenden Menschen traf, erinnerte er sie an ihre soziale Verantwortung und warnte sie vor der Macht des Geldes.

Er sprach mit Betrügern und käuflichen Frauen, die man verachtete, weil sie Gottes Gebote übertraten, ohne zu fragen, wie und warum sie so geworden waren. Jesus heilte die Wunden ihrer Seele, indem er sie erfahren ließ, wie gut es tut, persönlich gehört und verstanden zu werden.

Einigen Leuten gingen plötzlich die Augen auf. Sie erkannten, dass ein Wunder geschehen war. In Jesus war Gott zu seinen verlorenen Kindern gekommen – und er war wie einer von ihnen. Er lachte und weinte mit ihnen; er stritt und kämpfte für sie; er bezog Prügel und Spott wie sie – und am Ende: da wurde er wie einer von ihnen hingerichtet.

Die Evangelien wagen es, diese große Geschichte zu erzählen, die in der Krippe ihren Anfang genommen hat.

Ich aber gerate Weihnachten manchmal ins Stottern. Ich sehe das kleine Kind im Stroh liegen und plötzlich erwachen auch Zweifel. Ich frage mich: Kann ich wirklich glauben, dass Gott in einem ärmlichen Stall zur Welt kam und dann als Mensch unter uns gelebt hat?

Ich will nicht bei der historischen Wahrheit ansetzen, also: ob's genauso passiert ist, wie die Bibel es berichtet. Stattdessen möchte ich meinen Zweifeln existenzieller begegnen. Mich interessiert, was sich durch den Glauben an die Menschwerdung Gottes in meinem Leben ändert. Was ist denn das – mit Paulus gesprochen – für ein geistlicher Reichtum, den ich dadurch gewinnen soll?

Ich setze die Geschichte von der Menschwerdung Gottes als wahr voraus und merke, wie sie mein Gottesbild verändert.

Die Erzählung protestiert. Sie protestiert gegen eine Vorstellung von Gott als distanzierteren und selbstgenügsamen Herrscher, der Menschen und Tiere wie Schachfiguren über das Brett seiner Schöpfung bewegt. In der so genannten philosophischen Theologie hält sich diese Vorstellung bis heute: Gott als in sich ruhende, ewige, gütige, vollkommene Einheit, die majestätisch über der Schöpfung schwebt. Unsere Welt erscheint dagegen wie ein Ort der Vergänglichkeit und des Leids. Die Schöpfung ist das Tränental, das man durchlaufen muss, um zu Gott in den Himmel der Glückseligen aufzusteigen.

Wenn ich Gott in so einer elendigen Welt suchen müsste, dann würde ich nur Orte aufsuchen, wo die Leute zufrieden und wohlhabend sind. Besitz und Zufriedenheit wären die sicheren Vorboten des ewigen Heils. Wer sich damit gesegnet wüsste, hätte seine Fahrkarte zum Himmel bereits in der Hand und er müsste nur darauf warten, dass er sie bei Gott einlösen kann.

Die Weihnachtsgeschichte protestiert gegen diese Gottesvorstellung. Die Fülle des Lebens wartet nicht in einer Überwelt auf uns, zu der wir uns durch Leistung und Besitz hinaufarbeiten können. Die Bewegung zu Gott verläuft nicht von unten nach oben, sondern es ist genau umgekehrt: Gott selbst kommt von oben nach unten. Er bleibt nicht selbstgenügsam für sich, sondern er braucht uns Menschen. Jesus hat oft erzählt, wie sehr sich Gott nach uns sehnt, mindestens so sehr, wie wir uns nach ihm sehnen.

So wurde Gott in Jesus Christus Mensch und teilte seine Fülle mit den Leuten, die an den Rand der Gesellschaft gedrückt wurden. Jesus identifizierte sich mit den Armen und Notleidenden so unmittelbar wie Gott es tut. Er sprach im Namen Gottes, als er zu seinen Jüngern sagte: „Was ihr einem der geringsten Menschen tut, das tut ihr mir.“

Auf die Armen gibt Gott besonders Acht. Wer sie verachtet und verletzt, der verachtet und verletzt Gott. Jesus hat es gesagt und nach dieser Wahrheit gelebt. Mit diesem Wort öffnet er auch mir die Augen – und plötzlich ich nehme die Welt anders wahr: Ich sehe Gott in Afrika verhungern, drei Meter von meiner Couch entfernt – zur besten Sendezeit.

Am nächsten Morgen lese ich in der Zeitung, dass Gott in mehreren deutschen Metropolen nachts erfroren ist – mitten zwischen den Ständen der Weihnachtsmärkte.

Bei meinem Einkauf für Heiligabend höre ich von einigen Bürgern, dass Gott ins Siegerland gekommen ist, nur wohnt er außerhalb der geschmückten Städte – im Notunterkunftslager in Burbach, bei den Kriegsflüchtlingen aus Syrien.

Ja – dass Gott sich arm gemacht hat, um sich mit den Armen in der Welt zu identifizieren, das ändert meinen Blick auf die Welt: Ich werde aufmerksamer für das Leid, das mich umgibt. Ich kann nicht mehr einfach zur Tagesordnung gehen und alle Not verdrängen, die mir verzweifelt ins Gesicht blickt.

Mein Herz wird an Weihnachten wacher und verletzlicher – und darin liegt für mich der Reichtum der Menschwerdung Gottes. Ich werde sensibler für die Höhen und Tiefen des Lebens. In dieser Zeit nehme ich verstärkt wahr, wie reich beschenkt ich in meinem Leben bin; und ich nehme bewusster wahr, wo es mir und anderen Menschen nicht so geht.

Ich erfahre, dass an Weihnachten viele an ihre Verluste erinnert werden. „Du fehlst mir!“, seufzen sie in Gedanken. Die Abwesenheit einer geliebten Person wird besonders schmerzlich erfahren.

Oder es macht sich das Bedauern über falsche Entscheidungen breit: „Hätt ich doch damals mal..?“

Und mancher wird von der Erkenntnis geplagt, dass weit mehr Jahre hinter ihm liegen als vor ihm. Gerade bei älteren Menschen beginnt in der Winterzeit das Grübeln noch mal zuzunehmen: „Ist dieses Fest vielleicht das Letzte, das ich selbständig feiern kann, ohne auf fremde Hilfe angewiesen zu sein?“

Unser Herz ist verletzlicher und es melden sich die Stimmen, die sich nach einem besseren Leben sehnen – und diejenigen, die uns Angst vor einem schlechteren Leben machen.

Die Erzählung von der Menschwerdung Gottes lässt uns sensibler werden – und oft ist das, was uns anrührt, nicht angenehm – aber: die Menschwerdung Gottes erdet auch unsere Hoffnung.

Gott brachte uns nicht die Freude des Himmels. Er wurde Mensch und zeigte uns, was es heißt, mit Freude hier auf dieser Erde zu leben.

Er liebte seine Familie und seine Freunde; er hatte Spaß an guten Gesprächen; an überraschenden Begegnungen – und er genoss die sinnlichen Freuden: das Essen und das Trinken und den blütenfrischen Duft von Salbölen.

Aber er durchlief auch alle quälenden menschlichen Erfahrungen: von der Sorge um sich und seine Freunde, der Trauer um die Gewaltopfer in Jerusalem, dem hemmenden Druck der körperlichen Arbeit und der Armut – bis zur Niederlage und den furchtbarsten Schmerzen. Als er ein Mensch war, da war er es ganz.

Auch für mich ist Weihnachten die Zeit, um mich stärker darauf zu besinnen, ein endlicher Mensch zu sein. Ich möchte meine Sehnsüchte und Ängste, die sich in dieser Zeit melden, nicht wegschieben. Das tue ich im restlichen Jahr schon oft genug. Auch meine innere Unruhe soll ihren Raum haben, genau wie meine Dankbarkeit und meine Freude.

In den quälenden Fragen liegt auch meistens eine Anfrage an das Leben verborgen: ‚Kann ich Altes loslassen und Neues begrüßen? Was benötige ich, damit es mir besser geht?‘ Und – für viele vielleicht die schwierigste Frage von allen – : ‚Kann ich vor anderen eingestehen, nicht mehr zurecht zu kommen und Hilfe zu brauchen?‘

An Weihnachten vergegenwärtige ich mir, dass auch Gott sich nicht selbst genug ist. Er braucht uns und seine Sehnsucht nach uns ist so groß, dass er zu einem bedürftigen Menschen geworden ist. Die Erzählung vom Wunder in Bethlehem macht mir Mut, zu mir zu stehen; als ein bedürftiger Mensch, der die Narben und Wunden seines Lebens mit sich herum trägt. Ich möchte die Augen vor den Ängsten und Schattenseiten meines Lebens nicht verschließen.

Und ich fühle deutlicher, wie sehr ich andere Menschen brauche. Ich brauche sie und ihre Hilfe. Vieles schaffe ich nicht alleine – ach, was für eine Untertreibung: ich traue mich ja noch nicht mal, vieles von allein anzufangen.

Am nötigsten brauche ich jedoch Menschen, die mir nahe sind, damit mich die Schicksalsschläge und Niederlagen des Lebens nicht fertig machen. Ich halte mich an ihre Hand und ihr offenes Ohr, damit ich meine Ängste durchstehen kann.

Ich bin auf andere Menschen angewiesen. Ich bin mir nicht selbst mein letzter Sinn und Lebenszweck, aus dem ich alles schöpfen kann, was ich zum Leben brauche. Manche schütteln darüber den Kopf. Für sie sind Menschen wie ich wirklich ‚arme‘ Leute, da wir uns dazu bekennen, angewiesen und bedürftig zu sein. Ich aber weiß, dass ich reich bin – reich an Beziehungen, die in der ewigen Liebe Gottes zu uns und der Welt geborgen sind.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.